

**DAS
ENDE
DER
SCHONZEIT**

Werner
Rohner

Roman

LENOS

wieder eingeknickt, dazwischen hatte ich durch das Fenster der Landschaft zugeschaut, die wie eine Kulisse an mir vorbeigeschoben wurde.

In Zürich wartete am Ende des Perrons Susanne, mit Luca, meinem Patenkind, und seinem Bruder Severin. Severin hatte inzwischen nicht nur Flaum, sondern einen richtigen Bart, unter dem ein paar Pickel sprossen, und wirkte, als hätte man ihn von etwas sehr Wichtigem abgehalten. Luca dagegen, der mit seinen vierzehn Jahren noch immer aussah wie der kleine Bub, dem ich zu seinen ersten vier Geburtstagen selbstbedruckte Totenkopf-T-Shirts geschenkt hatte – vor allem um meine Tante Susanne zu ärgern –, strahlte mich, wie damals von unten, nun auf Augenhöhe an.

Ich drückte alle drei kurz und fest an mich. Die beiden Cousins nahmen mir meine Koffer ab, ich trug nur die Kameratasche, und Susanne stellte mir Fragen zur Reise, die sie mit ihrer nächsten Frage jeweils gleich selbst beantwortete.

Am Tag darauf bezog ich die Einzimmerwohnung an der Goldbrunnenstrasse – Susanne hatte sie mir besorgt – und stolperte im Treppenhaus über eine Katze, die so alt war, dass ihr weisses Fell angegilbt war. Ich legte eine alte Matratze auf den Boden und stellte einen Tisch und zwei Stühle in die kleine Küche. Dann trug ich eine Kiste mit Geschirr hoch und zwei Kartons mit Dingen, die seit Mutters Tod bei Susanne untergestellt gewesen waren. Als ich die

Tür schliessen wollte, drängte sich die Katze an mir vorbei ins Zimmer, rollte sich, sobald ich die Geschirrschachtel ausgeräumt hatte, in ihr ein und begann laut zu schnurren. Ich machte ein paar Fotos von ihr und der neuen Wohnung, stellte den Laptop auf den noch vollen Karton, lud die Bilder auf *Facebook* hoch und wartete auf einen Kommentar. Ich überlegte, Rebekka zu schreiben, mir fiel aber nicht ein, was, also klappte ich den Laptop wieder zu.

Aus reiner Langeweile öffnete ich den Karton, der mit »Schallplatten« beschriftet war; einen Plattenspieler besass ich seit Jahren nicht mehr. Obenauf lag, zum Schutz vor Staub, wie ich glaubte, ein Zeitungsbund. Ich legte ihn weg und begann, die Platten zu sortieren. – Erst zwei

Tage später, am Abend nach meinem ersten Arbeitstag beim Fernsehen, drehte ich den Bund zufällig um und starrte auf das Foto eines Mannes, den ich sofort erkannte, so ähnlich sah er mir. Im selben Augenblick wurden meine Beine schwer, gleichzeitig krampfte sich mein Bauch zusammen, als ob ihn jemand wie einen nassen Schwamm auswringen würde. Den Rest des Körpers spürte ich nicht. Die Zeitung fiel zu Boden, und kurz darauf fand ich mich im Badezimmer wieder, ohne zu wissen, was ich dort wollte; meine schweissigen Hände klammerten sich am Waschbecken fest.

Als ich mich nach einigen Minuten gefasst hatte und ins Zimmer zurückkehrte, lag die Zeitung mit dem Bild des Mannes noch immer dort, und ich fühlte mich

beschämt. Ich war schon immer gerne feige gewesen, mehr noch: Das Feigsein verband mich auf eine ganz eigene Weise mit mir. Trotzdem nahm ich die Zeitung vom Boden auf und las unter dem Bild den Namen: David Mourlin. Auch wenn in den letzten zwanzig Jahren kaum jemand den Namen ausgesprochen hatte, war er mir sofort vertraut. Aber weder das Wort Vater noch der Name David schienen zu dem Mann auf dem Foto zu passen, der offenbar eine spezielle Software für Spitäler entwickelt hatte.

Mutter hatte kein einziges Foto von ihm besessen. Damals habe man noch nicht alles fotografiert, vor allem aber habe sie die wenigen Bilder, die sie besass, vor seinen Augen verbrennen müssen. Was mir von